der Sehſchärfe eine ganz neue Richtung. Die Beſtimmung der richtigen Brille für jedes Auge wird heute ausſchließlich der Wiſſenſchaft anheimgeſtellt, und, im Gegenſatz zu früheren Zeiten, wird jetzt davor gewarnt, eine Brille ohne Befragen des Arztes zu verſchaffen.

*

Denkwürdige Waldbrände.

Von allen Seiten kommen in dieſem heißen Sommer wieder die Meldungen von großen Waldbränden. Wenn wie jetzt alle Bedingungen für das Entſtehen eines ſolchen zuſammentreffen, erreichen Waldbrände manchmal rieſige Ausdehnungen. Einige dieſer Brände haben hiſtoriſche Bedeutung erlangt. Zu ihnen gehört der Brand, am Miramichi im Jahre 1825. Er bgann etwa um 1 Uhr nachmittags am 7. Oktober ungefähr ſechzig engliſche Meilen oberhalb der Stadt Newcaſtle am Miramichi-Fluß in Neu-Braunſchweig. Vor 10 Uhr abends war des Feuer bis zwanzig Meilen unterhalb Newcaſtlesvorgedrungen. In neun Stunden war ein Waldgürtel von 30 Meilen Länge und 25 Meilen Breite durch das Feuer zerſtört. Auf einer Fläche von mehr als 2½ Millionen Acres wurde faſt jedes Lebeweſen vernichtet. An den Flußufern fand man nachher haufenweiſe die toten Fiſche . 590 Gebäude brannten nieder und eine Anzahl Städte, darunter Newcaſtle, Chatham und Douglastown wurden völlig eingeäſchert. 160 Perſonen ſtarben und faſt 1000 Stück Vieh gingen zu Grunde. Die Verluſte bei dem Miramichi-Brande werden auf 1 200 000 Mark geſchätzt, wobei der Wert des Bauholzes nicht mitgerechnet iſt. Bei der Mehrzahl dieſer Brände iſt die Vernichtung des Bauholzes ein viel größerer Verluſt als die des Viehes und der Gebäude; dadurch verarmt eine ganze Gegend auf Jahrzehnte und ſelbſt Jahrhunderte. Der Wert, den die Nutzholzbäume ſelbſt zur Zeit des Feuers hatten, iſt nur ein kleiner Teil des Schadens. Die Löhne, die beim Holzfällen verdient worden wären, der Wert der Lebensmittel,. die zur Verſorgung der Holzfällerlager gedient hätten, und die Steuern, die Wegen und anderen öffentlichen Verbeſſerungen zu Gute gekommen wären, liefern einen viel richtigeren Maßſtab dafür, was eine Gegend früher oder ſpäter einbüßt, wenn ihre Wälder durch Feuer zerſtört werden. Der Peſhtigo-Brand im Oktober 1871 war noch ſchlimmer als der von Miramichi. Er umfaßte ein Gebiet von über 2000 Quadratmeilen in Wisconſin; der Verbrauch an Bauholz und anderem Hab und Gut betrug viele Millionen Mark. 1200 bis 1500 Perſonen kamen ums Leben, darunter faſt die halbe Bevölkerung von Peſhtigo, einer Stadt, die damals 2000 Einwohner hatte. In derſelben Zeit verwüſteten Feuersbrünſte weite Strecken von Michigan. Ein Landſtrich von etwa 40 Meilen Breite und 180 Meilen Länge, der ſich vom Michigan- bis zum Huronſee erſtreckte, wurde all ſeiner Wälder beraubt. Der Verluſt an Bauholz betrug über 40 Millionen Mark. Mehrere hundert Perſonen kamen um. Anfang September des Jahres 1881 wüteten mehrere Feuersbrünſte in verſchiedenen Teilen Michigans auf einem Gebiet von über 1800 Quadratmeilen. Der Verluſt wurde auf über 9 200 000 Mark geſchätzt, über 5000 Perſonen waren obdachlos, und die Zahl der Todesfälle, die verſchieden angegeben wird ſchwankte zwiſchen 150 bis 500 Perſonen. Der verheerendſte Brand in den letzten Jahren brach am 1. September 1894 bei Hinckley in Minneſota aus. Das Gebiet des Brandes war nicht ſo ausgedehnt wie bei manchen anderen großen Feuern, aber der Verluſt an Menſchenleben und der Materialſchaden waren gewaltig. Hinckley und ſechs andere Städte wurden zerſtört, über 500 Perſonen kamen um, über 2000 Perſonen waren obdachlos, und der Verluſt an Hab und Gut wurde auf 100 Millionen Mark geſchätzt.

*

Das Recht auf den Mann.

Vor ein paar Tagen fand in einem Londoner Gerichtshof eine Verhandlung ſtatt, welche dem Richter Gelegenheit gab, einige große Wahrheiten auszuſprechen, die aus dem Munde eines gänzlich Unbeteiligten um ſo ſchwerer ins Gewicht fallen. Angeklagt war eine Frau wegen tätlicher Mißhandlung ihrer Schwiegertochter, der ſie mit der Fauſt „eine ſo ausgiebige" verſetzt hatte, daß die junge Perſon noch im Gerichtsſaal ein blau-ſchwarz unterlaufenes Auge hatte. Die Klägerin erzählte den Hergang der Sache. Sie iſt ſeit 10 Monaten mit dem Sohn der Angeklagten verheiratet, man will aber in der Familie des Mannes nichts von ihr wiſſen. Vorige Woche lud die Mutter ihren Sohn ſchriftlich zu einer Landpartie ein. Die junge Frau erklärte ihre Abſicht mitzugehen. „Nicht wenn ichs weiß", hatte kalt der junge Gatte geſagt, „außer Du gehſt zu meiner Mutter und läßt Dich einladen." Sie nahm die Aufforderung wörtlich, ging und bekam — einen Fauſtſchlag ins Geſicht. Der Richter ermahnte zuerſt den jungen Gatten. „Sie ſcheinen nicht ſehr liebevoll gegen die Frau zu ſein, die Sie doch gegen den Willen Ihrer Familie geheiratet haben." — „Ich kann mich nur langſam ans Verheiratetſein gewöhnen," ſagte der junge Gatte! „ſo ein Frauenzimmer neben ſich haben, die in alles dreinredet, das muß man probiert haben." Nun kam die Schwiegermutter dran. „Was haben Sie zu Ihrer Verteidigung zu ſagen? Iſt das eine Art, die Gattin des Sohnes zu empfangen mit einem Fauſtſchlag ins Geſicht?" — „Sie gefällt mir nicht! Sie iſt aus einem ganz anderen Kreis als der unſere! Und ſchließlich bin ich doch ſeine Mutter, und wenn ich ihn allein ſehen will, habe ich doch das Recht dazu?" — „Nein!" war des Richters beſtimmt gegebene Antwort. „Die Frau hat das erſte Anrecht auf ihn und ſie muß ihn nicht dahin gehen laſſen, wo man für ſie keinen Willkomm hat. Die Mutter kommt erſt in zweiter Linie, und wenn ſie ihr Recht auf den Sohn geltend machen will, muß ſie ſich mit der Schwiegertochter vertragen. Sie haben zweimal Unrecht — zuerſt, daß Sie den Sohn ohne die Tochter eingeladen haben, und dann, daß Sie der Tochter ,die ihr gutes Recht vertrat, einen ſo üblen Empfang bereiteten. Sie zahlen 10 Schilling Strafe." Ob ſich das Verhältnis zwiſchen den Ehegatten und der Schwiegermutter und Schwiegertochter nach dieſer Gerichtsverhandlung freundlicher geſtaltet hat, darüber ſchweigt einſtweilen die Chronik.

Vom Büchertiſch.

Hochland. Das ſoeben erſchienene Auguſtheft der von Carl Muth herausgegebenen Monatſchrift Hochland (Verlag der Joſ. Köſel'ſchen Buchhandlung in Kempten und München) enthält unter vielem anderen gleich an erſter Stelle eine Erzählung Ottos von der Pfordten, das „Recht auf Arbeit" betitelt, welche ein ſoziales Problem in bedeutſamer, künſtleriſcher Weiſe behandelt und an einem ergreifenden Falle mißt. Die Novelle ſchöpft wirklich einmal ohne Phraſe „aus dem Leben". Neben dieſem ernſten Beitrag wirken die harmloſen Spöttereien Ansgar Albings doppelt heiter; in köſtlicher Weiſe ſchildert er Reiſetypen, alle di Arten des Reiſeonkels, denen man in dieſem Monat überall begegnet. Und im Ernſt, er liefert damit auch einen Beitrag zur Menſchenkenntnis". Sonſt iſt noch hervorzuheben der wertvolle Aufſatz des Unterſtaatsſekretärs Prof. Dr. G. von Mayr über die Reichsfinanzreform; die mit 4 Kunſtbeilagen illuſtrierte Würdigung Leo Sambergers, des bedeutendſten deutſchen Porträtiſten, durch Dr. Joſef Popp; auch der klare, ſicher einſtellende Eſſai des Univerſitätsprofeſſors Dr. Baumgartner über Schelling, deſſen Todestag am 20. Auguſt ſich zum 50. Male jährt, und endlich der reiche Inhalt der kleinen Rubriken „Bauſteine", „Kritik", „Echo" und „Rundſchau."

Induſtrie, Handel und Verkehr.

* **Rheiniſch-Weſtfäliſches Kohlen-Syndikat** in Eſſen. Wie der Köln. Ztg. aus Berlin berichtet wird, ſind die Mitglieder des Syndikatsvorſtandes zu einer Beſprechung in der Verſtaatlichungsfrage dort eingetroffen. Auch in den Kreiſen der Mitglieder des Syndikats iſt die Abneigung gegen die Verſtaatlichung der Geſellſchaft Hibernia ſehr groß und allgemein verbreitet, ſo daß man in der nächſten Verſammlung eine entſprechende Kundgebung erwartet.

*

* **Konkurseröffnungen.** Geflügelhändlerin Witwe Johanna Kauſeiſen-Barr; Modiſtin Agnes Stuhlemmer-Berlin; Handelsgeſellſchaft Gebr. Schlochauer-Berlin; Kaufmann Leopold Markiewitz-Lipine (Beuthen, Oberſchl.); Schuhwaarenhändler Heinrich Bruns-Bielefeld; Steiger Fritz Wanderbach-Lützeln (Burbach); Bäckermeiſter Albert Richard Lenk-Mühlau (Burgſtädt); Witwe Kaufmann Wilhelm Ekrod-Heiſingen (Eſſen, Ruhr); Klempnermeiſter Hermann Groß-Forſt, Lauſitz; Fleiſcher Hugo Ehrhardt-Kabieben (Gotha); Kohlenhändler Gottfried Schöne-Hannover; Gutspächter Chriſtian Loſſow-Königsberg; Kommanditgeſellſchaft Otto Preuß Nachfolger-Königsberg; Reſtaurateur und Schützenhauspächter Georg Simon-Liſſa, Bez. Poſen; Zigarrenfabrikant Ernſt Kriete-Gohfeld (Oeynhauſen); Kaufmann M. Wolf-Dudweiler (Saarbrücken); Schmied Franz Xaver Schott-Wittelsheim (Sennheim); Spezereiwarenhändler Michael Glaſer-Grafengehaig (Stadtſteinach); Agent Robert Niedergeſäß-Neſſenthin (Stettin); Privatmann Chriſtoph Weiskopf-Eichloch (Wörrſtadt).

*

* **Rheiniſch-Weſtfäliſcher Kuxenmarkt.** (Tagesbericht des Bankhauſes Hermann Schüler, Bochum.) Bochum, den 9. Auguſt 1904. Die Tendenz auf dem Kohlenkuxenmarkte iſt weiterhin feſt. Von ſchweren Werten Mont Cenis 19 200 G., Friedrich der Große 15 400 G. Von Mit[illegible] Auguſte Victoria 9450 G, Graf Schwerin 9050 G. Eintracht Tiefbau 8550 G. Leichte Werte ſtill. Kalikuxe ſtill, jedoch behauptet. Hedwigsburg 10 800 G. Von Mittelwerten Burbach 8750 G. Leichte Werte ſtill. Hanſa 810 G. Erzkuxe luſtlos.

*

⊡ **Die Leutenot in der Landwirtſchaft** verſchärft ſich im Laufe dieſes Sommers in verſchiedenen Teilen des Reiches wieder ſehr erheblich. Nach den Wahrnehmungen des Arbeitsamtes der Landwirtſchaftskammer für die Provinz Brandenburg hörte ſchon 1903 das Angebot gewerblicher Arbeiter für Landarbeit, das während der Jahre der gewerblichen Kriſe zu beobachten war, wieder ganz auf. Dafür begann das Aufſaugen der ländlichen Arbeitskräfte durch die Induſtrie. Die aus dem Auslande und anderen Gegenden herangezogenen Arbeitskräfte erwieſen ſich nur als Tropfen auf heißem Stein, da ſie ſchon nach ganz kurzer Zeit von der Induſtrie aufgenommen wurden. Ständige einheimiſche Arbeiter, namentlich Knechte und Dienſtmädchen, ſind äußerſt ſchwer zu beſchaffen, weswegen die Nachfrage nach Wanderarbeitern, hauptſächlich nach ausländiſchen, zuſehends größer wird. Vom genannten Arbeitsamt wurden im Jahre 1903 nur 824 Stellen mit ſtändigen Arbeitern beſetzt gegen 994 im Jahre 1902. Mit Wanderarbeitern wurden dagegen 9874 Stellen beſetzt gegen 6234 im Jahre 1902. Und zwar waren unter den Wanderarbeitern nur 246 Deutſche, dagegen 1139 Ruſſen, 6427 Galizier und 1562 Ungarn. Ganz erfolglos fallen nach wie vor die Verſuche aus, entlaſſene Reſerviſten wieder auf dem Lande unterzubringen. Trotzdem in allen Kaſernen der Provinz Brandenburg die offenen Stellen des Arbeitsnachweiſes der Landwirtſchaft bekannt gemacht werden, meldete ſich im Vorjahre von den zur Entlaſſung kommenden Reſerviſten kein einziger, vielmehr wandten ſich die meiſten der vom Lande ſtammenden Reſerviſten der Induſtrie und dem Gewerbe zu, wozu die Arbeitsnachweiſe der Kriegervereine ihnen die beſte Gelegenheit boten.

* **Köln,** 9. Auguſt. Rüböl (in Poſten von 5000 Kg.) 49.00 B., Okt. 47.50 B., 47.00 G. Fruchtmarkt. Hafer alter 16,00, Heu 6,40—8,80, Maſchinenſtroh (Roggen) 3,20, Richtſtroh (Flegeldruſch) 3,80, Krummſtroh 3,00.

*

Bochumer Markt-Bericht.

Kartoffeln	100	Kilo neue	7.80— 8.00
Rindfleiſch	1	„	1.30— 1.40
Schweinefleiſch	1	„	1.20— 1.30
Kalbfleiſch	1	„	1.40— 1.60
Hammelfleiſch	1	„	1.50— 1.60
Speck, hieſig.	1	„	1.40— 1.50
Butter	1	„	2.10— 2.40
Eier	60	Stück	3.20— 3.60

*

Neuß, 9. Auguſt. Weizen 1. Qual. trockene Ware 17,10 2. Qual. trock. Ware 16,10 Roggen 1. Qual. —,— 2. Qual —,— 3. Qual. —,— Hafer 1. Qual 13,50 2. Qual. 12,50. Heu 50 Kilo 3,00—3,50 Luzernerheu 4,— Maſchinenſtroh 500 Kilo 15,— Flegeldruſch 17,— Neue Kartoffel 3—4 Mark. Preiſe unverändert. Rüböl per 100 Kilo in Partien v. 100 Ctr. ohne Faß 46,— Rüböl per 100 Kilo faßweiſe ohne Faß 47,50 Gereinigtesöl per 100 Kilo 3 Mk. höher als Rüböl Rübkuchen per 1000 Kilo 90,— Rübkuchen in kleineren Partien 94,— Raps 1. Qual 20,— 2. Qual. 19,— Ave 1 Qual. 19,— Kleie 50 Kilo 5,— Eier (100 Stück) 8,— Butter per Kilo 2,30 Rüböl und Kuchen unverändert.

Verantwortlicher Redakteur Ed. Verhülsdonk in Bochum.
Verlag und Rotationsdruck der Märkiſchen Vereinsdruckerei.

Der Erzähler

Bei der Arbeit recht Beginnen.
Beim Genießen rechter Schluß.

Täglich erscheinendes Unterhaltungsblatt

Träume sind nicht Taten:
Ohne Arbeit wird dir nichts
geraten.

Nr. 181. Gratisbeilage 10. Auguſt 1904.

Verſchlungene Pfade.

Roman von Carola v. Eynatten-Dirking.

14. Kapitel.

Unter dem Vorwande, durch längeres Bleiben in ſeines Bruders kleinem Haushalte eine unter den beſtehenden Verhältniſſen doppelt empfindliche Störung zu verurſachen, war Max noch am gleichen Abende wieder nach Hauſe gefahren und ſaß jetzt in Mrs. Nelſon kleinem Salon.

Es fand eine Beratung mit dem Tapezierer ſtatt, welche die Ausſchmückung jener Räume betraf, in denen der Bazar abgehalten werden ſollte.

Max beſaß viel Geſchmack, auch Erfindungsgabe, und verſchmähte es nicht, jenen Kleinigkeiten ſeine Teilnahme zuzuwenden, die Mrs. Nelſon den „Krimskrams des Lebens" nannte.

Frau Mary wußte dies, und da ſie keine Gelegenheit verſäumte, den Majoratsherrn in ihr Haus zu ziehen, hatte ſie ſich für die Feſtvorbereitungen ſeinen Beiſtand erbeten und war entzückt, als er ſich erbot, auch den Verhandlungen mit den Arbeitsleuten beizuwohnen, denn auf dieſe mußte es einen tiefen Eindruck machen, wenn ſie den Lerchenſteiner Grafen gewiſſermaßen als ihren Adjutanten fungieren ſahen.

„Sie halten ſich genau an die Anordnungen Seiner Erlaucht, Meiſter Fiſcher, die Koſten kommen nicht in Betracht," ſagte Mrs. Nelſon.

Der Tapezierer, Beſitzer eines großen eleganten Möbellagers, der nicht gewohnt war, als Meiſter Fiſcher angeredet zu werden, unterdrückte ein Lächeln und verneigte ſich zum Zeichen, daß er verſtanden habe.

„Nun bleiben noch die Bazarbuden. — Ach, Graf, Sie glauben nicht, welches Kopfzerbrechen ſie mir machen! Ich möchte jede Bude anders dekoriert haben, und dabei ſoll es etwas ganz beſonderes ſein," ſeufzte die Dame, die Hände in den Schoß faltend.

Dieſe Hände waren zwar etwas groß, aber ſorgfältig gepflegt, mit koſtbaren Ringen geſchmückt, und ihre Eignerin war der Anſicht, daß ſie ſich von dem rubinleuchtenden Sammet ihres Kleides recht wirkſam abhoben.

„Soll ich mich auf die Suche nach einem glücklichen Einfall begeben?" fragte Max, der die Bemerkung Mrs. Nelſon wohl nicht mit Unrecht für einen Wink hielt. —

„Wie liebenswürdig, Graf, wie ganz unendlich liebenswürdig! Jane wird ebenſo entzückt ſein wie ich, ſchon um meinetwillen ,denn ſie weiß, daß ich an ihrem Vater keine Stütze habe. Mr. Nelſon iſt ſeelensgut, aber er hat ſeine Eigenheiten, von denen er nicht zu kurieren iſt."

„Das iſt bei jedem Menſchen ſo, Gnädigſte. Es iſt Ihnen alſo angenehm, wenn ich einige Skizzen entwerfe?" ſagte Max.

„Ich würde außerordentlich dankbar ſein."

„Dann werde ich die Entwürfe übermorgen vorlegen."

Herr Fiſcher empfahl ſich; als aber bald danach Max ein Gleiches tun wollte, hielt ihn die Dame zurück, und ſo kam es, daß er ihr noch immer gegenüberſaß, als eine Dienerin Mr. Nelſons Rückkehr aus Frankfurt meldete.

Der gnädige Herr laſſe die gnädige Frau bitten, ſich ſobald als möglich, nach ſeinem Arbeitszimmer zu bemühen.

„Da darf ich nicht länger ſtören," ſagte Max froh, einer längeren Beratung zu entrinnen.

„O, es wird nichts Wichtiges ſein; wahrſcheinlich will Jane noch längere Zeit in Frankfurt bleiben. Vater und Tochter leiden an der Freundſchaftsmanie und gehen mit dieſem Herrn Bolevand um, als wenn er ein Prinz von Geblüt wäre. Ich ſagte Ihnen doch ſchon, daß dieſer Menſch ein Angeſtellter unſeres Hauſes war."

„Ich glaube mich deſſen zu entſinnen. — Alſo auf übermorgen, meine gnädige Frau."

Und Max, der die übrigens leicht zu erkennenden Schwächen der Dame genau kannte, führte ihre brillantgeſchmückte Hand an die Lippen, wobei er ſtill für ſich dachte:

„Wenn Jane nicht wäre, bekämen Sie mich nicht ſo oft zu ſehen, Mrs. Nelſon!"

Als Frau Mary einige Minuten ſpäter in ihres Gatten Zimmer trat, kam er ihr freundlich und mit ausgeſtreckter Hand entgegen, die ſie mit den Fingerſpitzen nur flüchtig berührte.

„Du biſt prächtig ſchön, meine alte Mary! Man ſollte es nicht für möglich halten, in Deinen Jahren noch ſo jung und hübſch auszuſehen!"

Hatte Mr. Nelſon geglaubt, ſeine Gattin durch dieſe Schmeichelei zu erfreuen, ſo war dies leider eine Täuſchung; ſie liebte es nicht, an ihre dreiundvierzig Jahre erinnert zu werden, und ihre Miene war finſter, als ſie trocken erwiderte:

„Freut mich, wenn ich Dir gefalle, — wo iſt Jane, wann kommt ſie endlich?

„Jane und Bolevand treffen morgen ein. Der Geheimrat verlangt für Fräulein Feldmann einen längeren Aufenthalt in Wiesbaden, und ich habe ſelbſtverſtändlich ihr und Mr. Bolevand unſer Haus zur Verfügung geſtellt," ſagte Nelſon, jede Einleitung verſchmähend.

Ueberraſchung und Zorn mochten wohl nicht die Macht beſitzen, Mrs. Nelſons Zungengeläufigkeit Abbruch zu tun, denn ſie wurde kirſchrot im Geſicht, rief aber gleichzeitig mit kreiſchender Stimme:

„James haſt Du denn noch einen Funken Verſtand? — Dieſen verdächtigen Menſchen willſt Du mir ins Haus bringen — weißt Du, was Donning ſagt?"

„Jedenfalls eine Niederträchtigkeit, denn wenn er nicht gerade bei Tiſche iſt, öffnet der Herr Amtsrichter den Mund höchſt ſelten zu einem anderen Zweck."

„Du legſt ihm eben alles ſchlecht aus. Er ſagte mir geſtern wörtlich: „Was mich betrifft, bin ich von der Unſchuld dieſes Herrn Bolevand überzeugt, dies wird aber leider nicht bei allen ſo ſein, denn für jene, die Böſes denken wollen, liegt die Möglichkeit ſehr nahe, daß der gute Graf Richard getäuſcht wurde. Kann nicht ein Freund oder Helfershelfer des Angeklagten dieſe Geſchichte erfunden haben, um ihn frei zu kriegen? — Liegt tatſächlich ein Unglücksfall vor, weshalb geht denn der Zeuge desſelben zum Prieſter anſtatt zum Gericht, wie kommt es, daß die Ott bei ihrer Vernehmung dieſes Zeugen nicht gedacht, ſondern behauptet hat, daß ſie ganz allein geweſen? So werden ſich die Denkenden fragen und man kann es ihnen nicht übel nehmen."

„Unſinn!" brummte Nelſon, wider Willen ein wenig betroffen.

Ihm ſo wenig wie dem Majoratsherrn war der Gedanke gekommen, daß man Bolevand jetzt noch verdächtigen könne, aber gerade deshalb berührte ihn das eben Gehörte doppelt peinlich.

Was dieſer verwünſchte Amtsrichter a. D. zu Frau Mary geſagt hatte, ſagte er jedenfalls zu jedem, mit dem er über dieſe Angelegenheit ſprach, und dadurch konnte er des Freundes Ruf immerhin ſchädigen.

Unter andern Umſtänden hätte dies wenig zu bedeuten gehabt, denn über Wiesbadens Grenze hinaus drang ein ſolches Geſchwätz nicht; da aber Bolevand unglücklicherweiſe ein Lerchenfeld war und man nicht wiſſen konnte, ob nicht doch eine Ausſöhnung mit ſeiner Familie zuſtande käme, gab die Sache immerhin zu denken.

Als Frau Mary ihren Gatten nachdenklich ſah, hielt ſie ihren Sieg für geſichert und rief:

„Du ſiehſt ſelbſt, Nelſon, daß es ganz unmöglich iſt, dieſe Leute bei uns aufzunehmen, man würde mit Fingern auf uns weiſen. — Und biſt Du denn ſicher, ob es nicht doch ſo iſt, wie Dönning angedeutet —"

Das war mehr, als Nelſon geduldig zu ertragen vermochte. — Die Stirnader ſchwoll ihm hoch an, und er rief drohend:

„Mary, laß mich ähnliche Aeußerungen nicht mehr hören! — Bolevands werden genau ſo gehalten, als ob ſie zur Familie gehörten. Haſt Du mich verſtanden?"

Frau Mary erkannte, daß ſie zu weit gegangen war und abrüſten mußte.

Laut aufſchluchzend ſank ſie in einen Stuhl und ſtammelte hinter den vor das Geſicht gedrückten Händen hervor:

„In einem ſolchen Tone redeſt Du zu mir? War ich Dir nicht immer eine treue, opferwillige Gefährtin, kannſt Du die Vergangenheit ſo ganz vergeſſen?“

Sie hatte damit wohlweislich ein wirkſames Mittel gewählt.

Stürmiſche Wallungen hielten bei Nelſon lange nicht vor, und hatte er ſich einmal zur Heftigkeit hinreißen laſſen, ſo war er danach ſehr geneigt, durch verdoppelte Nachgiebigkeit ſeinen Fehler wieder gut zu machen.

Er trat an ſeine Gattin heran und ſagte in weichem Tone:

„Du warſt mir in den letzten Jahren ein braves, tüchtiges Weib, das iſt wahr, leider aber iſt Dir unſer Glück zu Kopfe geſtiegen, und hat ihn ein bißchen verdreht. Das iſt ein Fehler; der andere iſt, daß Du dem Gerede jedes einfältigen Schwätzers Bedeutung beilegſt. — Schau, Mary, Du haſt doch ein Herz, übe Nächſtenliebe!“

„Du predigſt mir Nächſtenliebe, James!“ rief Mrs. Nelſon, wie hingeriſſen von einer übermächtigen Empfindung. „Wer ſind Deine Nächſten? Doch wohl Jane und ich — und wie handelſt Du an uns, ich frage Dich, wie?“

„Na, wenn Du Dich zu beklagen haſt!“

„Wir haben uns ſogar bitter zu beklagen, wie ich vor einigen Tagen zu meiner namenloſen Beſtürzung erfuhr!“

„Mit einer Miene, die völligen Mangel an Verſtändnis bekundete, ſchüttelte Nelſon den Kopf, während ſeine Frau das ſpitzenbeſetzte Taſchentuch an die Augen drückte.

„Ich erhielt ein Schreiben, von einem gewiſſen Dr. Jenkins aus London, einem ſehr gelehrten Herrn, der aus Liebhaberei alte Archive durchforſcht, um feſtzuſtellen, was aus jenen Adelsfamilien geworden, die im vorigen Jahrhundert nach Amerika auswanderten —“

„Und hierüber findet er in alten Archiven Aufſchluß?“

„Du hörſt es.“

„Glaube es aber nicht. Na, übrigens kann es mir gleich ſein. Mehr intereſſiert mich, was dieſe Ausgewanderten Dich bekümmern?“ fragte Nelſon mißtrauiſch.

Eine direkte Antwort vermeidend, fuhr die Dame wie gebrochen fort:

„Dr. Jenkins gelangte kürzlich in den Beſitz alter Dokumente, aus denen mit voller Sicherheit hervorgeht, daß eine franzöſiſche Familie namens de la Vigne mit Maria Stuart nach Schottland kam. Der Marquis und ſeine beiden Söhne nahmen an ihrem Hofe eine hervorragende Stellung ein, als ſie aber der Königin auch nach ihrem Sturze die Treue bewahrten, hatten ſie allerlei Widerwärtigkeiten zu erdulden und verloren den größten Teil ihres Vermögens. Das Glück ſcheint der Familie auch ſpäterhin abhold geweſen zu ſein, denn ſie verarmte mehr und mehr, bis ſchließlich der letzte de la Vigne in den ſiebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts unter dem Namen Samuel Nelſon nach Amerika auswanderte.“

„Mary, jetzt biſt Du ganz und gar toll geworden!“ rief Nelſon, ſich mit beiden Händen den Kopf haltend.

„Ich habe kein Wort geſagt, das ich nicht ſchwarz auf weiß hätte! — O, James,“ und ihre Stimme nahm den Ausdruck vorwurfsvoller Klage an, „Du wußteſt, daß Du ein Nachkomme des Marquis de la Vigne, genannt Nelſon, biſt! — Daß auf mich keine Rückſicht genommen wird, bin ich gewohnt, doch an Jane denkſt Du ſonſt —“

Mr. Nelſon, der mit großen Schritten auf und abgegangen war, blieb jetzt vor ſeiner Frau ſtehen und ſagte, ohne ihre Vorwürfe zu beachten, mit ruhiger Würde:

„Schreibe Deinem Jenkins, ich könne von ſeinem Anerbieten, mich in einen Marquis zu verwandeln, keinen Gebrauch machen. Meine Familienkenntniſſe reichen zwar nicht über meinen Urgroßvater hinaus, von dieſem aber weiß ich, daß er als ehrbarer Bierbrauer in Plymouth lebte. Sein Sohn, mein Großvater, wanderte aus, weil er ein armes Mädchen liebte, aber ein reiches Mädchen heiraten ſollte. Drüben ſiedelte er ſich mitten im Urwald an, und ſeither ſind alle Nelſons, mich ausgenommen, Farmer geweſen, nur daß jeder weiter nach Weſten rückte. Auch ich bin ein richtiger Weſtermann, und darum iſt Deine und Deines Komplizen Mühe vergeblich.“

„Meines Komplizen?“ rief die Dame des Hauſes, bleich vor Zorn.

„Kein Wort weiter, Mary! Du wirſt nicht glauben, daß Dein Mann ſchäbig genug denkt, ſeinen ehrlichen Namen wie einen alten, ſchmutzig gewordenen Lappen fortzuwerfen, um ſich einen Marquistitel anzuhängen.“

Frau Marys Aufregung hatte einen unerträglichen Grad erreicht. Der prächtig gemalte, meterlange Stammbaum und die mit krauſen wunderlichen Schriftzügen bedeckten Pergamente, die im geheimſten Schubfache ihres Sekretärs ruhten, hatten bare fünfhundert Pfund gekoſtet, und ſie ſollten nun verloren ſein, ſie ſelber ſollte auf den Namen und Titel einer Marquiſe de la Vigne verzichten, nur weil ihr Mann ein Starrkopf war.

„James wir haben eine Tochter —“

„Jane will von dieſem Humbug ſo wenig wiſſen wie ich! — Sei vernünftig, Mary, Du möchteſt blos vor Deinen Bekannten glänzen. Dieſes Marquiſat würde Dir jedoch wenig helfen, den Vater Bocksberg, den braven Schlächtermeiſter deckte es doch nicht zu.

„Du biſt mehr als rückſichtslos!“

„Oder hat der Schwindler von einem Jenkins auch Deine Leute in den Adelsſtand erhoben? — Hör mein letztes Wort. Mit Rückſicht darauf, daß Du Janes Mutter biſt, mit Rückſicht darauf, daß Du Dir über die wahre Bedeutung Deines törichten Wunſches kaum klar ſein dürfteſt, und mit Rückſicht auf die Vergangenheit ſoll dieſe Sache vergeben und vergeſſen ſein, hüte Dich aber, jemals wieder davon anzufangen! Eine Anſpielung, und unſere Wege trennten ſich für immer. Was Bolevands betrifft, kennſt Du meinen Willen. Und nun möchte ich Dich bitten, mich allein zu laſſen, ich habe zu arbeiten.“

Mrs. Nelſon warf dem Gatten einen vernichtenden Blick zu, ehe ſie ſtolz aus dem Zimmer rauſchte.

Fortſetzung folgt.

Die Nil-Ueberſchwemmung in Aegypten.

In Aegypten, das Herodot bereits als ein Geſchenk des Nils bezeichnete, herrſcht gegenwärtig wieder die alljährliche Ueberſchwemmung dieſes Fluſſes, des einzigen, der das Land durchzieht und dasſelbe in ſeinem Gebiete zu einem der fruchtbarſten der Erde macht.

Aegypten iſt zum großen Teil eine Sand- und Steinwüſte und weiſt im ganzen nur 27 688 Quadratkilometer kulturfähigen Boden auf, wovon 16 070 Unter- und 11 589 Quadratkilometer Oberaegypten zugehören. In dem ſich längs des Nils hinziehenden Tieflande bildet Fels oder Sand den Untergrund, den eine 10—12 Meter mächtige Schicht fruchtbaren Schlammes bedeckt: ein ſchmaler, im unteren Teile nirgends über 30 Kilometer, im oberen ſelten mehr als 7 Kilometer breiter Streifen Landes, deſſen große Ertragsfähigkeit die geringe Ausdehnung reichlich erſetzt.

Der franzöſiſche Gelehrte und Forſchungsreiſende G. Maſpero, der Aegypten ſehr genau kennen gelernt hat, nennt das Land eine Oaſe, die von dem Nil unabläſſig mit der für ihren Pflanzenwuchs nötigen Feuchtigkeit verſorgt wird. Zur Zeit des tiefſten Waſſerſtandes, einen Monat vor der Sommerſonnenwende muß man es, ſchreibt Maſpero in ſeiner „Geſchichte der morgenländiſchen Völker im Altertum“, geſehen haben, um zu begreifen, was aus Aegypten werden würde, wenn es durch irgend einen Zufall ſeines nahrungsſpendenden Fluſſes beraubt würde. Der Nil iſt dann derartig in ſeine Ufer zurückgetreten, daß er nur noch halb ſo breit iſt, wie gewöhnlich, und ſeine getrübten, lehmhaltigen, trägen Gewäſſer ſcheinen faſt nach gar keiner Richtung hinzufluten. Aus Sandbänken oder abſchüſſigen, ſchwärzlichen Schlammhaufen, die immer von neuem von der Sonne gedörrt werden, beſtehen beide Ufer des Fluſſes. Jenſeits derſelben gibt es nichts weiter als Sand und unfruchtbare Oede; denn der Chamſin — ſo heißt ein fünfzig Tage andauernder, Sand mit ſich führender und eine wahre Gluthitze verbreitender Wüſtenwind — weht faſt ununterbrochen. Hin und wieder erkennt man in der ſtauberfüllten, blendenden, glühheißen Luft Baumſtämme und Zweige, die Blätter ſind jedoch dermaßen mit Staub überzogen, daß ſie aus der Ferne mit dem ſie umgebenden Wüſtenſande nicht zu unterſcheiden ſind. Nur mit Hilfe mühſamer und eifriger Bewäſſerung gelingt es, etwas, das nach Grün ausſieht, in den Gärten zu erhalten. Endlich — das erſte Zeichen, welches das Ende dieſer fürchterlichen Jahreszeit verkündet — erhebt ſich der Nordwind und beginnt ganze Tage lang mit Macht, oft mit raſender Wut zu wehen. Er befreit das Laubwerk der Gebüſche, welche ſich über Unteraegypten hinziehen, ſehr ſchnell vom Staube und läßt es ſeine grüne Färbung wieder annehmen. Auch wird durch dieſen Wind, der in dieſem und den nächſten drei Monaten in ganz Aegyptenland vorherrſchend iſt, die verzehrende Glut der gerade dann in der Höhe ihres Laufes ſtehenden Sonne ſehr günſtig gemildert.

Mit dem Fluſſe geht bald eine Veränderung vor. Am Nilmeſſer zu Kairo zeigt man an, daß er um einen bis zwei Zoll geſtiegen iſt, und das Waſſer verliert das bißchen Klarheit und Friſche, welches es noch tags zuvor zu einem lieblichen Getränk gemacht hat. Es nimmt die grüne, klebrige, matte Färbung des Brackwaſſers unter den Wendekreiſen an, und bis heutzutage gibt es keinen Filter der Welt, der aus ihm den ekelerregenden, geſundheitsſchädlichen Stoff, der an dieſer Veränderung ſchuld iſt, auszuſondern vermöchte. Wie man ſagt, iſt der „grüne Nil“ eine Naturerſcheinung, die von den großen Brackwaſſerlachen herrührt, welche nach der alljährlichen Ueberſchwemmung im Süden Nubiens auf den weiten Sandebenen von Dar-Fur zurückbleiben. Sechs Monate und darüber ſteht dieſes Waſſer unter der Tropenſonne und wird faulig, dann aber treibt es die neue Ueberſchwemmung fort und bringt es wieder in das Flußbett. Darauf nimmt die Waſſermenge des Fluſſes mit größter Schnelligkeit zu und nach 10—12 Tagen kommt das außerordentlichſte Phänomen, welches der Nil zeigt, zum Vorſchein. Die ganze Waſſermaſſe wird undurchſichtig trüb, rot, und mehr dem Blute als allem ſonſt vergleichbaren ähnlich. Die Araber ſprechen dann von dem „roten Nil“. Die Röte und Trübung des Waſſers ſind indes beſtändigen Schwankungen unterworfen ſo lange dieſer außerordentliche Zuſtand bei ihm anhält. An denjenigen Tagen, an welchen ſein Wachstum 1—2 Zoll überſteigt, wird das Waſſer bald wieder durchſichtig, verliert aber trotzdem die erwähnte trübrote Färbung nicht. Schädliche Beſtandteile, wie zur Zeit des „grünen Nils“ ſind jedoch nicht mehr darin, und nie iſt das Waſſer geſunder, lieblicher, erfriſchender, als bei der Ueberſchwemmung.

Im ganzen Naturreiche gibt es vielleicht kein ſo eigenartiges Schauſpiel wie das, welches der Nil in ſeinem Wachſen darbietet. Tag und Nacht rollt ſein Lauf dahin; majeſtätiſch ſchreitet er vor durch durſtige Sandflächen und unermeßliche Wüſteneien. Ein Schlammdamm nach dem andern ſtürzt ein und die ſchwellenden Gewäſſer des Nil, die in die großen Kanäle, welche zur Fortleitung der Fluten ins Land angelegt ſind, eindringen, ſpenden überall Leben und Freude. Die ganze Natur jubelt vor Luſt! Männer, Kinder und wilde Rinderherden waten in den erquickenden Wogen herum; Haufen von Fiſchen mit Silberfunken ſprühenden Schuppen treiben dahin und über den Fluten ſammeln ſich Wolken von Vögeln im bunteſten Gefieder. Aber es iſt nicht nur ein Naturfeſt für die höheren Stufen der Schöpfung. Sowie die Berührung mit den befruchtenden Gewäſſern den Sand befeuchtet, wird er buchſtäblich lebendig: in ihm wimmeln Millionen Inſekten.

Einige Tage vor der Sommerſonnenwende gelangt die Ueberſchwemmung nach Memphis, in der Zeit unſerer Herbſt-Tag- und Nachtgleiche hat ſie ihre höchſte Höhe erreicht und beginnt zu ſinken, und wenn unſere Winterſonnenwende eintritt, iſt der Nil wieder in ſeine Ufer zurückgekehrt und hat ſeine hellblaue Färbung wieder angenommen. In der Zwiſchenzeit hat man geſäet, und wenn die Ueberſchwemmung zu Ende iſt, iſt man mit der Ackerbeſtellung fertig. Auf das Frühjahr folgt unmittelbar die Zeit der Ernte, und bevor der Sandwind, der Chamſin, ſich erhebt, iſt dieſe untergebracht. Das aegyptiſche Jahr zerfällt mithin naturgemäß in drei Jahreszeiten: vier Monate der Ausſaat und des Wachſens, die den Monaten November, Dezember, Januar und Februar bei uns annähernd entſprechen; vier Erntmonate: März, April, Mai und Juni und vier Monate Ueberſchwemmung, die den Kreislauf desaegyptiſchen Jahres beſchließen. Das ganze kulturfähige Land iſt durch Dämme in ungeheure Baſſins eingeteilt, in die das befruchtende Waſſer durch Kanäle eingeführt und ſo lange auf einer gewiſſen Höhe gehalten wird, bis die gewünſchte Menge Nilſchlamm abgeſetzt iſt. Die Länge dieſer Bewäſſerungskanäle, die ein ungeordnetes Ueberfluten des Landes vollſtändig verhindern, beträgt an 17 000 Kilometer und die in Gebrauch genommenen Dampfpumpen werden auf 5—600 geſchätzt. Außerdem gibt es an 70 000 Ziehbrunnen (Schadufs) und an 30 000 Schöpfräder (Sakives), die bei der Bewäſſerung verwendet werden. Letztere hat ſich für die höher gelegenen Terrains, wohin die Ueberſchwemmung nicht dringt, ſtets als notwendig erwieſen, und die Art und Weiſe, in der ſie betrieben wird, macht auch jene Gebiete kulturfähig.

Allerlei.

Tägliche Erinnerungen.

10. Auguſt.

955: Sieg Ottos des Großen über die Ungarn auf dem Lechfelde. 1792: Erſtürmung der Tuilerien. 1802: Wieprecht, Komponiſt, geb., Aſchersleben. 1810: Graf Cavour, italieniſcher Staatsmann, geb., Turin. 1890: Beſitzergreifung Helgolands durch den deutſchen Kaiſer.

*

Die alte Brücke zwiſchen Europa und Amerika.

Schon ſeit längerer Zeit haben ſich zahlreiche Geologen der Annahme zugewandt, daß einſtmals ein atlantiſcher Kontinent beſtanden und Europa und Amerika mit einander verbunden habe. Einer der eifrigſten Verfechter dieſer merkwürdigen Theorie, die ſelbſtverſtändlich nicht aus der Luft gegriffen, ſondern auf wiſſenſchaftlichen Tatſachen aufgebaut iſt, iſt der Geologe Scharff, der im beſonderen dafür eingetreten iſt, daß einſt eine Landbrücke von der heutigen Weſtküſte der Pyrenäenhalbinſel und von Marokko über die Azoren und Madeira bezw. die Canarien und St. Helena hinweg nach Südamerika geführt habe. Dieſe Verſchmelzung der alten mit der neuen Welt ſoll bis gegen das Ende der tertiären Epoche der Erdgeſchichte erhalten geblieben ſein, und erſt dann habe das Meer begonnen, das atlantiſche Feſtland bis auf die genannten ſpärlichen Inſelreſte zu zerſtören.

Als einer der ſtärkſten Gegner dieſer Annahme iſt der hochbetagte engliſche Naturforſcher Wallace aufgetreten, jedoch hat Scharff verſucht, die Einwände jenes Forſchers der Reihe nach zu widerlegen. An erſter Stelle hat Wallace geſagt: Eine große Zahl von Käfern mit ſchwachem Flugvermögen, die in Südeuropa maſſenhaft vorhanden ſind, fehlen auf der Inſel Madeira, und daraus iſt zu ſchließen, daß es keine Landverbindung zwiſchen dieſen beiden Gebieten gegeben habe, die es den Käfern ermöglicht haben würde, auch nach der Inſel hinüberzukommen. Darauf erwidert Scharff, daß die Hauptarten von Käfern allmählich von Mitteleuropa nach Weſten an Häufigkeit abnehmen, ſo daß es nicht zu verwundern ſei, wenn ſie auf Madeira und den Azoren gar nicht mehr zu finden ſeien. Der zweite Einwurf von Wallace war: Die atlantiſchen Inſeln ſind vulkaniſcher Natur und können daher nicht als Ueberbleibſel eines Feſtlandes aufgefaßt werden, das man ſich als mehr oder weniger ausgedehnte Ebene vorzuſtellen hätte. Hierin erblickt Scharff einen Widerſpruch mit den neueſten Ergebniſſen der geologiſchen Forſchung. Drittens hatte Wallace darauf hingewieſen, daß es auf den atlantiſchen Inſeln keine Spur von Säugetieren aus der Tertiärzeit gäbe. Alle heute dort lebenden Säugetiere, wie Ratten, Kaninchen und Wieſel ſeien erſt durch den Menſchen dorthin gekommen. Demgegenüber unternimmt Scharff eine geſchichtliche Beweisführung und erinnert daran, daß die Inſel Flores, bevor die Portugieſen von ihr Beſitz nahmen, einen Namen von der Häufigkeit der Haſenfalken her, die war. In ähnlicher Weiſe leiten die Azoren ihren Namen von der Häufigkeit der Haſenfalken her,, die dort vorgefunden wurden, und daraus wäre wohl zu ſchließen, daß dieſe Vögel auch die ihnen durch die Natur zugewieſene Nahrung dort gehabt hätten. Scharff hält alſo daran feſt, daß nicht nur zwiſchen Südeuropa und Madeira, wo ſich heute ein bis 4000 Meter tiefes Meer ausdehnt, ehemals eine Landbrücke beſtanden, ſondern daß ſich dieſe auch bis nach Südamerika hin ausgedehnt habe.

*

Die Kleidung im Volks-Aberglauben.

Wie ſich in den Sitten und Gebräuchen eines Volkes deſſen charakteriſtiſche Eigenart ausſpricht, ſo ſpiegelt ſich auch in dem Aberglauben das Weſen einzelner Völkerſchaften getreulich wieder. Derſelbe zieht auch die Kleidung in ſein Bereich und weiß in den einzelnen Ländern verſchiedenes zu berichten. So lebt z. B. im Volksmunde der Süddeutſchen und der Bewohner unſerer Alpenländer der Spruch: „Wer ein neues Kleid anzieht und alsbald in die Taſchen desſelben etwas geſchenkt erhält, hat Glück.“ Und gleichfalls in Süddeutſchland heißt es: „Wenn man ſeinem Kinde das erſte Kleid machen läßt, ſo darf man dem Schneider nichts von ſeinem Lohne abziehen, ſonſt hat das Kind kein Glück.“ Im Voigtlande meint die Sage wieder: „An dem Kleide, das man eben angezogen, darf man nichts nähen, ſonſt bellen einen die Hunde auf der Straße an.“ Ebendort warnt der Volksmund, einem Kinde unter einem Jahre etwas von ſeinem Kleide abzuſchneiden, ſonſt ſchneidet man ihm etwas von ſeinem Glücke ab. Auch darf man einem ſolchen Kinde kein Kleidchen anmeſſen. In Reichenbach verbietet der Aberglaube des Volkes, Kleidungsſtücke über Nacht im Freien liegen zu laſſen, da ſonſt der Nachtſchatten in dieſelben komme und derjenige mondſüchtig werde, welcher ſie anziehe! Weiter heißt es, daß man ſich hüten möge, am Morgen ein Kleidungsſtück verkehrt anzuziehen, weil man ſonſt tagsüber alles verkehrt angreifen würde. In Mittel- und Süddeutſchland geht im Volksmunde das Sprüchlein, daß die Frauen und Mädchen mit der Schürze vorſichtig ſein müſſen, und niemand geſtatten dürfen, ſich an derſelben abzutrocknen, da ihnen ſonſt die Perſon gram werde. Sehr verbreitet iſt wohl auch der Spruch: „Ein Mädchen, welches ſich an dem Waſchtroge die Schürze naß macht, bekommt einen Mann, der gern trinkt.“ Ein anderes Volkswort lautet: „Wenn ſich einem Mädchen das Schürzenband lockert, ſo iſt dies ein Zeichen, daß ihr Schatz an ſie denkt.“ In anderen Gegenden bedeutet dies aber, daß der Schatz das Mädchen verlaſſen will.

*

Ueber einen Racheakt Nathan v. Rothſchilds

gegen die Bank von England aus den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts wird der Voſſ. Ztg. folgendes geſchrieben: Damals war der Scheckverkehr noch ſelten. Die Bank wies die Auszahlung einer Anweiſung Rothſchilds mit der Bemerkung zurück, daß ſie nur ihre eigenen Noten auszahle und nicht die von Privatleuten ausgeſtellten. „Privatleute!“ rief entrüſtet Nathan Rothſchild aus, als ihm der Vorgang berichtet wurde, „ich werde den Herren zeigen, mit was für Privatleuten ſie zu tun haben.“ Nach drei Wochen erſchien Rothſchild gleich nach Eröffnung der Bank an der Kaſſe und zog eine Fünfpfundnote heraus, die er in Gold eingewechſelt haben wollte. Man wunderte ſich, daß der große Bankier um ſolche Kleinigkeit ſich ſelbſt bemühte, doch wuchs noch das Erſtaunen, als er fortfuhr, eine Fünfpfundnote nach der andern herauszuholen. Er unterzog beim Einwechſeln jedes Goldſtück einer genaueſten Prüfung, ja er verlangte manchmal als ſein gutes Recht die Gewichtsprüfung eines einzelnen. Nachdem das erſte Portefeuille geleert war (der Baron hatte drei Wochen dazu angewandt, Fünfpfundnoten zu ſammeln) und der erſte Goldſack gefüllt war, ließ er ſich von einem dazu mitgebrachten Bedienten einen andern reichen und ſetzte darauf dies Geſchäft bis zum Schluß der Bank fort. Er hatte dann ſieben Stunden dazu gebraucht, 21 000 Lſtr. einzuwechſeln. Da er aber noch neun Angeſtellte ſeiner Bank in derſelben Art beſchäftigte, ſo hatte die Bank von England an dieſem Tage 210 000 Lſtr. in Gold auszahlen und die Kaſſe war derart damit in Anſpruch genommen, daß ſie kein anderes Geſchäft erledigen konnte. Alles, was ein wenig außergewöhnlich iſt, gefällt den Engländern, und man amüſierte ſich alſo im Augenblick ſehr über Rothſchilds Eifer, die Bank von England zu beſchäftigen. Man lachte weniger, als Baron Nathan am andern Tag wieder mit ſeinen neun Angeſtellten beim Eröffnen der Bank erſchien, man hörte auf zu lachen, als Rothſchild beim Einwechſeln ironiſch lächelnd bemerkte: „Die Herren haben meinen Scheck nicht auszahlen wollen, ich will infolgedeſſen keine Note von Ihnen behalten und habe genug davon, um Ihre Kaſſe zwei Monate lang damit zu beſchäftigen.“ Man wurde nachdenklich. 11 Millionen in Gold auszuzahlen, wäre eine Unmöglichkeit für die Bank geweſen. Es mußte etwas geſchehen. Am folgenden Tage las man eine Anzeige der Engliſchen Bank in den Blättern, die erklärte, daß ſie bereit ſei, Schecks von Rothſchild wie die eigenen einzulöſen.

*

Die Bevölkerung der Erde

um die Jahrhundertwende beträgt nach Alex Supan (Petermanns Mitteilungen, Ergänzungsheft 146 1904) 1 503 300 000 Seelen, die 144 110 600 Quadratkilometer bewohnen, ſodaß rund 10 Menſchen auf einen Quadratkilometer kommen. Freilich iſt die Dichtigkeit in den verſchiedenen Erdteilen recht verſchieden. Europa ſteht mit 40 Bewohnern auf dem Quadratkilometer an der Spitze, es folgen dann Aſien mit 18, Afrika und Nordamerika mit 5; Südamerika weiſt 2 auf, Auſtralien und Polyneſien begnügen ſich mit 0,7 und auf den 12 873 000 Quadratkilometern der Polarländer nimmt man nur 91 000 Menſchen an. Im einzelnen trägt Europa auf 9 723 600 Quadratkilometer 392 264 000 Einwohner, Aſien auf 44 179 400 Quadratkilometer 819 556 000; Afrika ſoll bei 29 820 200 Quadratkilometer 140 700 000 Einwohner beherbergen, Nordamerika auf 20 817 700 Quadratkilometer 105 714 000 ernähren. Südamerika gibt auf 17 744 000 Quadratkilometer nur 38 482 000 Menſchen Obdach, während auf Auſtralien und Polyneſien mit 8 195 800 Quadratkilometer 6 483 000 Menſchen entfallen.

Was ein feiner Taſtſinn wert iſt.

Es dürfte wenig bekannt ſein, ſchreiben die Houſeold Words, daß viele Sachverſtändige große Gehälter bekommen nur für das Befühlen von Waren, über deren Eigenſinn ſie dann an ihre Auftraggeber berichten. So bezahlen die Obſtexporteure in Tasmanien und Kanada große Gehälter an Männer, die weiter nichts zu tun haben, als die Reife der zur Einſchiffung nach Europa beſtimmten Früchte feſtzuſtellen. Das Verfahren beſteht nur darin, daß die Frucht befühlt wird, ehe ſie zum Einpacken abgepflückt wird. Aber die Sachverſtändigen ſind in ihrem Beruf ſo geſchickt, daß ſie in unglaublich kurzer Zeit die Reife der wachſenden Früchte ſcheffelweis taxieren. Viele Engros-Tuchfirmen beſchäftigen wieder Männer, die nur das Gewebe beſtimmter Tuchſtoffe prüfen, wobei ſie den Stoff durch die Hand gehen laſſen. Auf das Urteil dieſer Sachverſtändigen hin, die ſich nur ſelten irren, werden große Beſtellungen gemacht. Auf den Geflügelmärkten Londons und anderer großer Städte verdienen viele Männer ihren Lebensunterhalt durch Betaſten des Geflügels, das auf ſeine Dicke und ſeinen Marktwert geprüft wird; von ihren Berichten an ihre Auftraggeber hängen große Ankäufe ab. Auch beim Pelzhandel, bei dem ein einziger Auftrag leicht Zehntauſende koſtet, iſt ein ſachverſtändiger Berater durchaus nötig. In der Regel iſt das Urteil eines ſolchen Mannes faſt unfehlbar; ſchwere Fehler kommen nur höchſt ſelten vor.

*

Aus der Geſchichte der Brille.

Die Geſchichte der Benutzung von Gläſern zur Verbeſſerung der Sehkräfte läßt ſich nach zwei Richtungen betrachten: einmal mit Bezug auf die Entwickelung der Induſtrie und ſodann im Hinblick auf die wiſſenſchaftliche Bearbeitung der in Betracht kommenden Fragen. Ob die Chineſen den Gebrauch der Brillen früher erfunden haben als die Europäer, iſt noch nicht genau bekannt. Von den alten Völkern des weſtlichen Aſiens beſitzen wir nur eine einzige Reliquie, die uns eine Aufklärung über das Alter der Benutzung von Vergrößerungsgläſern geben kann, nämlich eine konvexe Linſe aus Bergkryſtall, die in den Ruinen des alten Ninive entdeckt worden iſt. Den alten Egyptern, Griechen und Römern war der Gebrauch von Brillen oder ähnlichen Geräten unbekannt. Dieſer Behauptung ſteht freilich die häufig geäußerte Anſicht entgegen, daß der Kaiſer Nero kurzſichtig geweſen ſei und ein Glas benutzt habe. Dieſe Angabe beruht aber nur auf dem Mißverſtändnis einer Stelle des Plinius, wie Dr. Bock jetzt ausführlich nachgewieſen hat. Während der erſten zwölf Jahrhunderte der chriſtlichen Zeit findet ſich keine Erwähnung von Brillen. Sie wurden erſt gegen das Ende des 13. Jahrhunderts von zwei Italienern, Armati und Spina, erfunden. Ob dieſe beiden Leute gemeinſam gearbeitet haben, oder jeder ſelbſtändig zu ſeiner Entdeckung gelangt iſt, iſt noch eine offene Frage. Ueber die Tatſache der Erfindung liegen jedenfalls Urkunden in genügender Zahl und Zuverläſſigkeit vor. Zunächſt wurde nur konvexe Linſen benutzt, alſo ſolche, die zur Abhilfe der Kurzſichtigkeit dienen können. Konkave Linſen kamen erſt etwa zwei Jahrhunderte ſpäter auf. Im Jahre 1801 entdeckte der vielſeitige engliſche Gelehrte Thomas Young den Aſtigmatismus des Auges, und 1827 erfand der berühmte Aſtronom Airy als Gegenmittel die zylindriſche Linſe. Augengläſer mit beiderſeits verſchieden geſchliffenen Flächen wurden erfundne und zuerſt benutzt von Benjamin Franklin vom Jahre 1875 an. Die Auswahl der geeigneten Brillen wurde fürs erſte ausſchließlich den Hauſierern überlaſſen, die ſie verkauften. Die Aerzte kümmerten ſich lange Zeit gar nicht darum. Sogar nachdem Kepler der Optik ein ganz neues Feld erſchloſſen hatte, indem er im Jahre 1604 den natürlichen Vorgang des Sehens ergründete, ließen ſich die Aerzte noch nicht aufrütteln und hielten es mit der Würde ihres Standes für unvereinbar, ſich mit der Auswahl von Brillen abzugeben. Erſt in der Mitte des 19. Jahrhunderts griff hier eine andere Auffaſſung Platz, die hauptſächlich den Arbeiten von Helmholtz und Donders zu verdanken war. Dieſe beiden Forſcher ſchufen die mathematiſchen und optiſchen Grundſätze für die Herſtellung von Vergrößerungsgläſern aller Art. Die Erfindung des Augenſpiegels, des Ophtalmoſkops, womit die Lichtbrechung im Auge beſtimmt werden kann, die Schaffung des Ophthalmometers zur Meſſung des Aſtigmatismus der Hornhaut und die Einführung von andern Mitteln zur Augenunterſuchung, die nacheinander folgten, gaben dem Standpunkt der Aerzte auch mit Bezug auf ihr Intereſſe für die Beſeitigung derſelben